

(Nachdruck verboten.)

15]

Albertine.

Roman von Christian Krohg.

Ihr Freund.

Es war acht Tage später. Hinter der blaugestrichenen Wand schlug die Uhr einen heiseren Schlag.

Aus dem Frühlingsmantel war nun eine kleine, kurze Sommerjacke geworden. Winzig kleine Karos auf hellgrauem Grund, eine kleine Brusttasche an der linken Seite und ein kleiner dunkelgrüner seidener Lappen guckte als Taschentuch daraus hervor.

Die Jacke war schon seit mehreren Tagen fertig gewesen, und sie war jeden Tag damit in der Karl-Johann-Straße gegangen und war ihm begegnet, der seine braungestreiften Beinkleider anhatte und sehr elegant gewesen und sich ehrerbietig vor ihr verneigt hatte, selbst eines Tages, als er mit dem hübschen Fräulein Möller ging. Aber da hatte er nicht so tief gegrüßt wie sonst.

Albertine hatte drei Briefe von ihm bekommen — an Fräulein Albertine Kristiansen, Norderstraße 7, und sie wußte sie auswendig. Zuerst hatte er „Liebes Fräulein Albertine“ geschrieben und sie gebeten, ihn am Abend unten auf dem Ball zu treffen, und dann hatte er sie wieder geküßt — zweimal — einmal auf dem Ball und einmal unten im Biergarten, als er sie nach Hause begleitete, und am folgenden Tage hatte er geschrieben: „Liebe Albertine, willst Du mich treffen?“ und dann hatte er sie wohl fünfmal geküßt, und er hatte nett und vernünftig mit ihr geredet, und sie gebeten, anständig zu sein, so recht vernünftig.

Er warnte sie beständig. Sie meinte, er müsse der netteste Herr von der Welt sein, so wie er der netteste und feinste war.

Aber über eins wunderte sie sich, und das wollte ihr gar nicht recht gefallen. Wenn er so furchtbar fein war und einen so guten Geschmack hatte, warum ging er da mit geflickten Stiefeln und schiefen Absäken? Sie hatte immer gefunden, daß es das Allerordinärste war, nicht anständig auf den Füßen zu sein — denn das war, als glaube man, die Leute könnten das nicht sehen, und sie hatte sehr viel darüber nachgedacht, denn sie dachte beständig an den 17. Mai und an jedes Wort, das er gesagt hatte.

Einen Abend waren sie im Viktoriatheater gewesen, und da hatte er zu ihr gesagt, sie müsse nicht mit dem Messer essen, sondern mit der Gabel, na, natürlich, und sie konnte es auch gar nicht verstehen, wie sie das hatte tun können. Denn jetzt sah sie ja ein, daß das schrecklich ordinär war, und sie fand, daß es häßlich war, wenn sie des Mittags sah, wie die Alte das Messer nahm und damit bis an den Schaft im Munde herumfuhrverkte, und Oline tat das auch. Eines Tages, als sie in der Norderstraße war — und das war im Grunde sonderbar, denn sie war doch ihrerzeit mit so vielen feinen Herren zusammen gewesen. Ja, sie wollte gern eine Menge solcher Sachen lernen, und sie lernte jedesmal etwas Neues, und er sagte, sie sei sehr gelehrig und in kurzer Zeit könne sie es mit jeder feinen Dame in der Stadt aufnehmen, denn viele von ihnen waren auch gar nicht so fein wie sie ausfahen.

Heute abend wollte sie ihm sagen, daß sie ihn belogen hatte, daß sie wirklich eine Schwester von Oline Kristiansen war, denn sie wollte ihm nichts vorlügen, wenigstens nicht viel. Sie wollte ihm gar nichts vorlügen; nach und nach wollte sie ihm alles erzählen — alles; vielleicht würde sie ihn einmal so gut kennen, daß sie ihn nach dem mit Oline fragen konnte, und wie es sich mit dem allen verhielt, denn er war so klug und hatte Verständnis für alles in der Welt, und sie genierte sich weniger vor ihm als vor Jossia selbst. Mit Jossia wollte sie nie wieder zusammen sein, obwohl sie fand, daß es schade war, denn sie hatte Jossia doch nun einmal gern. — Jossia war bloß leichtsinnig, die Aermste, aber sie hatte es ihr gerade herausgesagt, warum sie nicht mit ihr zusammen sein konnte, und Jossia hatte eingesehen, daß es richtig war, und nur gebeten, ob sie sie nicht besuchen dürfe, wenn Albertine auch nicht mit ihr auf der Straße gehen wollte

Uebrigens dachte sie jetzt gar nicht mehr so viel an all das mit Oline, so wie sie es sonst getan hatte. Sie dachte nur an all das, was er gesagt hatte, und wie es ausfah, und was er sie gelehrt hatte, und übte sich darin, während sie hier saß und nähte.

Er wollte, daß sie Schneidern lernen sollte, hatte er gesagt, und er wollte sehen, ob er nicht die Mittel und Wege dazu finden könne — oder sonst etwas, womit sie mehr Geld verdienen konnte, so daß sie unabhängig wurde, hatte er gesagt. Er war so schrecklich klug, denn je mehr sie konnte, um so besser würde sie allen Gefahren widerstehen, und um so leichter würde es für sie sein, sich gut zu verheiraten.

Ja, in ihm hatte sie einen guten Freund, und sie wollte ihm nur wünschen, daß es ihm so recht gut in der Welt gehen möchte. Aber Fräulein Möller konnte sie gar nicht so recht leiden, ja, sie war ja fein und reich genug, das war es nicht, aber sie fand wirklich nicht, daß sie gut genug für ihn war. Und so furchtbar hübsch war sie gar nicht. Bloß weil die Schwester so häßlich war, nannten sie sie das hübsche Fräulein Möller, und dann fand sie auch wirklich nicht, daß sie eigentlich guten Geschmack hatte. Nein, das konnte sie wirklich nicht finden, nein, sie durfte es ihr nicht übel nehmen, daß der kolossale Gut, den sie so hintenüber in den Nacken gesteckt hatte, hübsch war. Sie sah ziemlich verwegen damit aus, und sie war lange nicht gut genug für ihn, für ihn, der von Ansehen der feinste und netteste Herr in der ganzen Stadt war.

Und so vernünftig wie er war, er dachte soviel daran, sie gut zu verheiraten! Ach, wäre sie doch eine feine und reiche Dame aus besserer Familie gewesen, so wie Fräulein Möller, am Ende hätte er sich da in sie verliebt und sich mit ihr verheiratet; dann wollte sie auch in der Hochzeitsnacht nicht weglaufen, wie Oline sagte. Nein, vor ihm war sie nicht bange.

Die Uhr schlug einen Schlag. Jetzt war es halb sechs. „Gott, wie langsam die Zeit vergeht, wenn man wartet.“

Sie war doch ein wenig zu früh gekommen, das sah sie an der Uhr an der Erlöserkirche, sie konnte hinabgehen an die Brücke und sich die Dampfer ein wenig ansehen.

Endlich rüdten die Zeiger an der Zoluhur bis dicht vor sieben. Wenn sie jetzt langsam ging, kam sie fünf Minuten zu spät, und das war doch passend.

Wenn er doch schon da wäre! Sie ging quer über den Graf Wedel-Platz, vorbei an dem Arsenal unter den alten Bäumen, die ihre Stämme nach verschiedenen Richtungen hin schräg in die Höhe streckten, mit frischem grünen Laub.

Heute wollte sie „Du“ zu ihm sagen, wollte versuchen, ob sie es konnte. Sie hatte Herzklappen.

Da sah sie seine braungestreiften Beinkleider und feines Gut hinter den Baumstämmen.

Sie setzten sich auf eine Bank.

Rote Bojen wiegten sich sachte auf und nieder in den letzten kleinen Dünungen nach dem ersterbenden Sonnenuntergangswind und den Dampferwellen, die ein kleiner Derslunddampfer hinterlassen hatte. Ein Luftkutter mit schlaffen Segeln wurde von einem schweren, dicken Ruder in den Klubhafen gezogen.

Er sah nach der Uhr.

„Du, Albertine, heute kann ich nicht lange hier bleiben, aber ich muß über etwas sehr Ernstes mit Dir reden. — So! — Jetzt kommt da jemand!“

Von der Allee her näherten sich feste, kleine Schritte.

Sie sahen schweigend da.

Albertine sah auf — im selben Augenblick, als er vorüberging. Sie zuckte zusammen, es war der Polizeinspektor. Er grüßte Helgeisen. Er ging ihr also nach, am Ende durfte sie hier nicht sitzen, aber nein — sie tat ganz unbefangen, sonst konnte Helgeisen vielleicht glauben, daß sie was mit der Polizei zu tun habe.

„Wer war das?“ fragte sie.

„Polizeinspektor Winther.“

„Ach — so!“

„Ich habe etwas sehr Ernsthaftes mit Dir zu bereden,“ er sah nach seiner Uhr, „und ich habe nur wenig Zeit. Ich muß Dir etwas sagen, Albertine, ich habe lange darüber nachgedacht, aber ich habe mich immer nicht entschließen können,

es zu sagen. Aber nun sollst Du es hören, denn jetzt geht es nicht länger an. Es geht nicht länger an, daß ich mich mit Dir treffe, es — es ist nicht gut — was ich sagen wollte — ich glaube, wir müssen der Sache ein Ende machen. Denn später, dann ist es viel schwieriger, aber jetzt, jetzt kann es noch gehen. Die Sache ist die, ich merke, daß ich nicht mehr so sehr Herr über mich bin, wie ich glaubte, daß ich es Dir gegenüber wäre. Und ich glaube, ich kann merken, daß Du Dich mir gegenüber auch nicht so kühl stellst — folglich — und außerdem ist ja so viel Gerede. Und für Dich ist es auch nicht gut, das, was sie vor Dir sagen. Meinst Du nicht selbst auch, daß es am richtigsten so ist, wie ich sage?"

Sie sah auf eine große, rote Boje mit vielen dicken Tauen und Verkettungen nieder — mitten im Hafen.

„Meinst Du es nicht auch?“ fragte er und zog sie an sich, meinst Du nicht auch, daß es so am besten ist?“

„Ja, vielleicht!“ erwiderte sie leise.

„Aber wir wollen auch in Zukunft gute Freunde bleiben, nicht wahr, ich wußte ja, daß Du ein verständiges Mädchen bist, das eine solche Sache vernünftig auffaßt. Nein, nein, es ist am besten, Schluß zu machen, solange das Spiel noch gut ist, und ich will nicht gewissenlos sein und ein junges Mädchen verführen. Ein redlicher Mann hört zur rechten Zeit auf. Findest Du das nicht auch, bist Du nicht einig mit mir, Lina?“

Ja, sie verstand sich ja freilich nicht recht auf dergleichen, aber sie glaubte, daß es richtig war, weil er es sagte.

Eine nach der anderen kamen die Tränen hervor, eine nach der anderen tropften sie auf ihre unbehandschuhete große Hand hinab.

Sie wandte den Kopf halb ab.

„Aber Du weinst ja, Albertine?“ Er lachte und streichelte ihr die Wange. „Sei doch vernünftig!“

Schritte wurden hörbar; er entfernte den Arm von ihrer Taille.

Aber dann verhallten die Schritte wieder, und er zog sie von neuem wieder fest an sich.

„So sage ich denn heute abend das letzte Mal „Du“ zu Dir, Albertine; denke aber auch an alles, was ich Dir gesagt habe; und wenn Du jemals der Hilfe oder eines Rat-schlages bedarfst, so mußt Du zu mir kommen. Willst Du mir das versprechen, Albertine?“

Ja, sie versprach es, sie fühlte wieder eine Träne auf ihrer Hand und trocknete sie mit dem Ärmel ihrer Jacke ab.

Er schlug die Beine übereinander.

Er hatte neue, spitze Stiefel an — ach, wie fein und spitz.

„Sagen Sie bitte, etwas, Helgesen, ist es, weil — weil Sie —“ nein, sie konnte sich nicht entschließen, „Du“ zu sagen, „weil Sie sich mit dem hübschen Fräulein Möller verloben wollen, müssen wir uns darum —“

Er sah sie an und lächelte ein wenig.

„Wie kommst Du darauf —? Ja, wer weiß, es ist nicht unmöglich, aber darüber mußt Du mit keinem Menschen reden.“

Nein, sie würde nichts sagen.

Ja, nun wird es wohl am besten sein, wenn wir gehen, — er sah nach der Uhr — „ich muß heute abend noch ausgehen. Und dann will ich Dich nach Hause begleiten.“

„Nein, das tut nicht nötig,“ sagte sie, „es ist so hell, und ich möchte gern noch ein bißchen sitzen bleiben. Also, wenn Sie Eile haben —“

„Na ja, denn adieu, Albertine, dann sehen wir uns also nicht. — Willst Du mir einen Kuß geben?“

„Ja.“

Sie fühlte wieder den Geruch des Eau de Lubin um sich. So hatte er sie noch nie geküßt, und sie schmiegte sich an ihn und küßte ihn wieder, mehrmals und jedesmal lange.

„Lebwohl, Albertine!“ — Er sah nach der Uhr.

„Leben Sie wohl!“ Nur mit Mühe brachte sie die Worte heraus. Dann seht sie sich hin. So hatte er sie noch nie geküßt.

Nein, noch nie hatte er sie so geküßt. — Sie war ja ganz verliebt in ihn, und auf einmal kamen die Tränen wieder, nicht eine nach der andern, sondern viele auf einmal, und der ganze Hafen tanzte vor ihren Augen, und die Lichter aus den Vaterhen flogen in langen, langen, wechselnden Strahlen heraus. Dann hätte es ja auf einmal damit enden können, daß wir uns ganz ineinander verliebt hätten, hatte er gesagt — ja, das war wohl richtig — er war so klug und vernünftig.

So war sie denn also niemals dazu gekommen, „Du“ zu ihm zu sagen.

Auf einmal übermannte das Weinen sie, und sie wand sich schluchzend und flüsterte: „Gott steh mir bei, Gott steh mir bei, Gott steh mir bei!“

Sie hatte lange dageessen und noch einmal alles durchgedacht, was er gesagt hatte, nun wußte sie es auswendig, und die Worte kamen ihr von selbst auf die Zunge — wieder und wieder.

(Fortsetzung folgt.)

7) Hans und Heinz Kirch.

Von Theodor Storm.

„Ei was, Dein Mann, Dein Mann!“ — und ein zorniger Blick schoß unter den buschigen Brauen zu seinem Sohn hinüber, und seine Stimme wurde immer lauter — „Dein Mann gehört dahin; aber die alten Matrosen, die mit fünfunddreißig Jahren noch fremde Kapitäne ihres Vaters Schiffe fahren lassen, die längst ganz anderswo noch sitzen sollten, die mag ich nicht unter mir im Kirchengstuhl sehen!“

Er schwieg und wandte sich wieder nach dem Fenster, und niemand hatte ihm geantwortet; dann aber legte Heinz das Gesangbuch, das seine Schwester ihm gegeben, auf das Pult. „Wenn's nur das ist, Vater,“ sagte er, „der alte Matrose kann zu Hause bleiben; er hat so manchen Sonntag nur den Wind in den Tauen pfeifen hören.“

Aber die Schwester ergriff des Bruders, dann des Vaters Hände. „Heinz! Vater! Laßt das ruhen jetzt! Hört zusammen Gottes Wort; ihr werdet mit guten Gedanken wiederkommen, und dann redet miteinander, was nun weiter werden soll!“ Und wirklich, mochte es nun den heftigen Mann beruhigt haben, daß er, zum mindesten vorläufig, sich mit einem Worte Luft geschafft, — was sie selber nicht erwartet hatte, sie brachte es dahin, daß beide in die Kirche gingen.

Aber Hans Kirch, während unten, wie ihm nicht entging, sich aller Blicke auf den Heimgekehrten richteten, saß oben unter den andern alten Kapitänen und Keedern und starrte, wie einst, nach der Marmorbüste des alten Kommandeurs; das war auch ein Stadtsjunge gewesen, ein Schulmeisterssohn wie Heinz ein Schulmeistersentel; wie anders war der heimgekommen!

— Eine Unterredung zwischen Vater und Sohn fand weder nach dem Kirchgang, noch am Nachmittage statt. Am Abend zog Frau Lina den Bruder in ihre Schlafkammer: „Nun, Heinz, hast Du mit Vater schon gesprochen?“

Er schüttelte den Kopf: „Was soll ich mit ihm sprechen, Schwester?“

„Du weißt es wohl, Heinz; er will Dich droben in der Kirche bei sich haben. Sag ihm, daß Du Dein Steuermannsexamen machen willst; warum hast Du es nicht längst gesagt?“

Ein verächtliches Lachen verzerrte sein Gesicht: „Ist das eine Gewaltsache mit dem alten Schifferstuhl!“ rief er. „Todos diabolos, ich alter Kerl noch auf der Schulbank! Denk wohl, ich habe manche Bart auch ohne das gesteuert!“

Sie sah ihn furchtsam an; der Bruder, an den sie sich zu gewöhnen anfing, kam ihr auf einmal fremd, ja unheimlich vor. „Gesteuert?“ wiederholte sie leise; „wohin hast Du gesteuert, Heinz? Du bist nicht weit gekommen.“

Er blickte eine Weile seitwärts auf den Boden; dann reichte er ihr die Hand. „Mag sein, Schwester,“ sagte er ruhig; „aber — ich kann noch nicht wie ihr; muß mich immer erst besinnen, wo ich hinzutreten habe; kennt das nicht, ihr alle nicht, Schwester! Ein halbes Menschenleben, — ja, rechne, noch mehr als ein halbes Menschenleben kein ehrliches Hausdach überm Kopf; nur wilde See oder wildes Volk oder beides miteinander! Ihr kennt das nicht, sag ich; das Geschrei und das Geflüche, mein eignes mit darunter, ja, ja, Schwester, mein eignes auch, es lärmt mir noch immer in die Ohren; laßt's erst stiller werden, sonst — es geht sonst nicht!“

Die Schwester hing an seinem Halse. „Gewiß, Heinz, gewiß, wir wollen Geduld haben; o, wie gut, daß Du bei uns bist!“

Plötzlich, Gott weiß woher, tauchte ein Gerücht auf und wanderte emsig von Tür zu Tür: der Heimgekehrte sei gar nicht Heinz Kirch, es sei der Hasselfris, ein Anabe aus dem Armenhause, der gleichzeitig mit Heinz zur See gegangen war und gleich diesem seitdem nichts von sich hatte hören lassen. Und jetzt, nachdem es eine kurze Weile darum herumgeschlichen, war es auch in das kirchliche Haus gedrungen. Frau Lina griff sich mit beiden Händen an die Schläfen; sie hatte durch die Mutter wohl von jenem andern gehört; wie Heinz hatte er braune Augen und braunes Haar gehabt und war wie dieser ein kluger wilder Bursch gewesen; sogar eine Aehnlichkeit hatte man derzeit zwischen ihnen finden wollen. Wenn alle Freude nun um nichts sein sollte, wenn es nun nicht der Bruder wäre! Eine helle Röie schlug ihr ins Gesicht; sie hatte ja an dieses Menschen Hals gehangen, sie hatte ihn geküßt — Frau Lina vermied es plötzlich ihn zu berühren; verstoßen aber und desto öfter haften ihre Augen auf den rauhen Zügen ihres Gaites, während zugleich ihr innerer Blick sich mühte, unter den Schattien

der Vergangenheit das Knabenantlitz ihres Bruders zu erkennen. Als dann auch der junge Ehemann zur Vorsicht mahnte, wußte Frau Lina sich auf einmal zu entsinnen, wie gleichgültig ihr der Bruder neulich an ihrer Mutter Grab erschienen sei; als ob er sich langweilt, habe er mit beiden Armen sich über die Eisenstangen der Umfassung gelehnt und dabei seitwärts nach den andern Gräbern hingestarrt; fast als ob, wie bei dem Vaterunser nach der Predigt, nur das Ende abgewartet werden müsse.

Beiden Eheleuten erschien jetzt auch das ganze Gebaren des Bruders noch um vieles ungeschlachtet als vordem; dies sich Umherwerfen auf den Stühlen, diese Nichtachtung von Frau Linas sauberen Dielen. Heinz Kirch, das sagten alle, und den Eindrud bewahrte auch Frau Linas eignes Gedächtnis, war ja ein seiner junger Mensch gewesen. Als beide dann dem Vater ihre Bedenken mitteilten, war es auch dem nichts Neues mehr; aber er hatte geschwiegen und schwieg auch jetzt; nur die Lippen drückte er fester aufeinander. Freilich, als er bald darauf seinen alten Pastor mit der Pfeife am Zaune seines Vorgartens stehen sah, konnte er doch nicht lassen, wie zufällig heranzutreten und so von weitem an ihm herumzuspähsen.

„Ja, ja,“ meinte der alte Herr, „es war recht schädlich von dem Heinz, daß er seinen Besuch mir gleich am zweiten Tage gönnte.“ „Schuldigkeit, Herr Pastor,“ versetzte Kirch; „mag Ihnen aber auch wohl gegangen sein wie mir; es kostet Mühe, in diesem Durcheinander mit dem roten Bart den alten Heinz herauszufinden.“

Der Pastor nickte; sein Gesicht zeigte plötzlich den Ausdruck eratorischer Begeisterung. „Ja, mit dem Bart!“ wiederholte er nachdrücklich und fuhr mit der Hand, wie auf der Kanzel vor sich hin. „Sie sagen es, Herr Nachbar; und, wahrlich, seit dieser ungerliche Bierat Mode worden, kann man die Knaben in den Jünglingen nicht wiedererkennen, bevor man sie nicht selber sich bei Namen rufen hörte; das habe ich an meinen Pensionären selbst erfahren! Da war der blonde Dithmarscher, dem Ihr Heinz — er wollte jezo gar darauf vergessen haben — einmal den blutigen Denzettel unter die Nase särieb; der glich wahrlich einem weißen Hammel, da er von hier forsting; und als er nach Jahren in meine friedliche Kammer so unerwartet eintrat — ein Löwe! Ich versichere Sie, Herr Nachbar, ein richtiger Löwe! Wenn nicht die alten Schafsaugen zum Glid noch stand gehalten hätten, ich alter Mann hätte ja den Tod sonst davon haben können!“ Der Pastor sog ein paarmal an seiner Pfeife und drückte sich das Samtlappcheir fester auf den weißen Kopf.

„Nun freilich,“ meinte Hans Kirch; denn er fühlte wohl, daß er ein Lieblingsstigma wochgerufen habe, und suchte noch einmal wieder anzuknuffen; „solche Signale wie Ihr Dithmarscher hat mein Heinz nicht anzuzweifeln.“

Wer der alte Herr ging wieder seinem eignen Weg. „Wahrheit!“ sagte er verächtlich und machte mit der Hand eine Bewegung, als ob er die Schafsaugen weit von sich in die Wüste werfe. „Ein Mann, ein ganzer Mann!“ Dann hob er den Zeigefinger und beschrieb schelmisch lächelnd eine Linie über Stirn und Auge: „Auch eine Delorierung hat er sich erworben; im Gesecht, Herr Nachbar, ich sage, im Gesecht; gleich einem alten Studiosus! Zu meiner Zeit — Seelute und Studenten, das waren die freien Männer, wir standen allezeit beieinander!“

Hans Kirch schüttelte den Kopf; „Sie irren, Ehrwürden; mein Heinz war nur auf Rauffahrteischiffen; im Sturm, ein Holzsplitter, eine stürzende Stange tun wohl dasselbe schon.“

„Crede experto! Traue dem Sachkundigen!“ rief der alte Herr und hob geheimnisvoll das linke Ohrschläpchen, hinter dem die schwachen Spuren einer Narbe sichtbar wurden. „Im Gesecht, Herr Nachbar, o, wir haben auch pro patria geschlagen!“

Ein Lächeln flog über das Gesicht des alten Seemanns, das für einen Augenblick das starke Gebiß bloßlegte. „Ja, ja, Herr Pastor; freilich, er war kein Haisfuß, mein Heinz!“

Aber der frohe Stolz, womit diese Worte hervorbrachen, verschwand schon wieder; das Bild seines kühnen Knaben verblich vor dem des Mannes, der jetzt unter seinem Dache hauste.

Hans Kirch nahm kurzen Abschied; er gab es auf, es noch weiter mit der Geschwähigkeit des Greisenalters aufzunehmen.

— Am Abend war Ball in der Harmonie. Heinz wollte zu Hause bleiben, er passe nicht dahin; und die jungen Eheleute, die ihm auch nur wie beiläufig davon gesprochen hatten, waren damit einverstanden; denn Heinz, sie mochten darin nicht unrecht haben, war in dieser Gesellschaft für jetzt nicht wohl zu präzentieren. Frau Lina wollte ebenfalls zu Hause bleiben; doch sie mußte dem Drängen ihres Mannes nachgeben, der einen neuen Puh für sie erhandelt hatte. Auch Hans Kirch ging zu seiner Partie Sechshundschzig; eine innere Unruhe trieb ihn aus dem Hause.

So blieb denn Heinz allein zurück. Als alle fort waren, stand er, die Hände in den Taschen, am Fenster seiner dunklen Schlafkammer, das nach Nordosten auf die See hinausging. Es war unruhiges Wetter, die Wolken jagten vor dem Mond; doch konnte er jenseits des Warders, in dem tieferen Wasser, die weißen Köpfe der Wellen schäumen sehen. Er starrte lange darauf hin; allmählich, als seine Augen sich gewöhnt hatten, bemerkte er auch drüben auf der Insel einen hellen Dunst; von dem Leuchtturm konnte das nicht kommen; aber das große Dorf lag dort, wo, wie er hätte reden hören, heute Jahrmarkt war. Er öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus; fast meinte er durch das Klauschen des Wassers die ferne Tanzmusik zu hören; und, als pöde es ihn

plötzlich, schlug er das Fenster eilig zu und sprang, seine Mütze vom Türhaken reißend, in den Flur hinab. Als er ebenso rasch der Haustür zuzug, fragte die Wagd ihn, ob sie mit dem Abschließen auf ihn warten solle; aber er schüttelte nur den Kopf, während er das Haus verließ.

Kurze Zeit danach, beim Rükten der Schlafgemächer für die Nacht, betrat die Wagd auch die von ihrem Gaste vorhin verlassene Kammer. Sie hatte ihr Lämpchen auf dem Vorplatze gelassen und nur die Wasserflasche rasch hineingesetzt wollen; als aber draußen eben jetzt der Mond sein volles Licht durch den weiten Himmelstraum ergoß, trat sie gleichfalls an das Fenster und blickte auf die wie mit Silberschaum o trönten Wellen; bald aber waren es nicht mehr diese; ihre junger weitreichenden Augen hatten ein Boot erkannt, das von einem einzelnen Manne durch den sprühenden Gischt der Insel zugetrieben wurde.

Wenn Hans Kirch oder die jungen Eheleute in die Harmonie gegangen waren, um dort nähere Aufschlüsse über jenes unheimliche Gerücht zu erhalten, so mußten sie sich getäuscht finden; niemand ließ auch nur ein andeutendes Wort darüber fallen; es war wieder wie kurz zuvor, als ob es niemals einen Heinz Kirch gegeben hätte.

Erst am andern Morgen erfuhren sie, daß dieser am Abend bald nach ihnen fortgegangen und bis zur Stunde noch nicht wieder da sei; die Wagd teilte auf Befragen ihre Vermutungen mit, die nicht weit vom Ziele treffen mochten. Als dann endlich kurz vor Mittag der Verschurkene mit stark gerötetem Antlitz heimkehrte, wandte Hans Kirch, den er im Flur traf, ihm den Rücken, und ging rasch in seine Stube. Frau Lina, der er auf der Treppe begegnete, sah ihn vorwurfsvoll und fragend an; sie stand einen Augenblick, als ob sie sprechen wolle; aber — wer war dieser Mann? — Sie hatte sich besonnen und ging an ihm stumm vorüber.

Nach der schweigend eingenommenen Mittagsmahlzeit hatte Heinz sich oben in der Wohnstube des jungen Paares in die Sofaede gesetzt. Frau Lina ging ab und zu; er hatte den Kopf gestützt und war eingeschlafen. Als er nach geraumer Zeit erwachte, war die Schwester fort; statt dessen sah er den grauen Kopf des Vaters über sich gebeugt; der Erwachende glaubte es noch zu fühlen, wie die scharfen Augen in seinem Antlitz forschten.

Eine Weile hasteten beider Blicke ineinander; dann richtete der Sünder sich auf und sagte: „Loß nur, Vater; ich weiß es schon, Ihr möchtet gern, daß ich der Hasselkribe aus der Armenkate wäre; möcht Euch schon den Gefallen tun, wenn ich mich selbst noch mal zu schaffen hätte.“

Hans Kirch war zurückgetreten: „Wer hat Dir das erzählt?“ sagte er. „Du kannst nicht behaupten, daß ich dergleichen von Dir gesagt hätte.“

„Aber Euer Gesicht sagt mir’s; und unsere junge Frau, sie zuckt vor meiner Hand, als sollt sie eine Kröte fassen. Wukte erst nicht, was da unterwegs sei; aber heut nacht, da druben, da schrien es beim Tanz die Eulen in die Fenster.“

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

Geologisches.

Das Alter der Erde. Der große schwedische Pshiker Svante Arrhenius gibt in der neuen Ausgabe seines Werkes „Das Werden der Welten“, die demächst bei der Akademischen Verlagsgesellschaft in Leipzig erscheint, einen lichtvollen Ueberblick über die neuesten Forschungen nach dem Alter der Erde. Man nimmt heute mit gutem Grunde an, daß die ganze Erde ursprünglich ein von der Sonne abgesonderter Gasball war. Durch Ausstrahlung in den kalten Weltraum verlor dieser Gasball, der sich ungefähr so verhielt wie unsere nunmehrige Sonne, allmählich seine hohe Temperatur und schließlich bildete sich eine feste Rinde an seiner Oberfläche. Lord Kelvin hat berechnet, daß es nicht länger als etwa hundert Jahre gedauert habe, bis die Temperatur der Erdruste auf 100 Grad gesunken sei. Hält man nun diese Annahme auch für zu gering, so kann es nicht viele Tausend Jahre gewährt haben, bis die Erde, die ihre erste feste Rinde ungefähr bei 1000 Grad Temperatur erhielt, bis unter 100 Grad abgekühlt war. Noch viel schneller sank die Temperatur der Erdrinde von 100 auf 55 Grad, d. h. bis auf eine Temperatur, bei der lebende Wesen bestehen können.

Während die Abkühlung der Erdrinde eine kurze Zeit in Anspruch nahm, weil bei diesem hohen Wärmegrade die Ausstrahlung stärker war als die von der Sonne zugeführte Strahlung, ergeben andere Berechnungen ganz gewaltige Zahlen für die Entstehung der Erde. Nach einer Schätzung von Joly sind ungefähr hundert Millionen Jahre vergangen, seit das Weltmeer entstand. Die Temperatur auf der Erde hat also diese lange Zeit gebraucht, um von 350 Grad, bei denen sich erst Wasserdampf zu flüssigem Wasser verdichtet, bis zu ihrem gegenwärtigen Stand zu sinken. Wegen der niedrigeren Temperatur der Erde wurde nämlich nun der Unterschied zwischen Aus- und Einstrahlung immer geringer und dadurch die Abkühlung verzögert. Die Berechnungen Jolys ergeben sich aus dem Salzgehalt des Meeres und der Klüfte, denn es

sind hundert Millionen Jahre nötig gewesen, um aus den Flüssen dem Weltmeer die jetzt vorhandene Salzmasse zuzuführen.

Nach gewaltiger sind die Riffen bei der Berechnung der Zeit, die bis zur Ablagerung aller sogenannten sedimentären Lager verflossen sind. Sir Archibald Geikie schätzt die gesamte Dide dieser Lager, wenn sie unberührt liegen geblieben wären, auf etwa 80 000 Meter. Aus der Untersuchung jüngerer Schichtlager folgert er, daß jede meterdicke Schicht 8000 bis 20 000 Jahre zu ihrer Bildung erforderte. Um sämtliche sedimentäre Lager abzulesen, war also ein Zeitraum von 90 bis 800 Millionen Jahren notwendig. Der finnische Geologe Sederholm kommt sogar schließlich zu der Summe von 1000 Millionen Jahren. Eine andere Schätzung geht von der Tatsache aus, daß während die Erdoberfläche ihre Temperatur wegen des Wärmegleichgewichts zwischen Sonnenstrahlung und Ausstrahlung in den Weltraum nicht ändert, das Erdinnere sich durch Abkühlung zusammenzieht. Wie weit diese Schrumpfung ging, merkt man an der Bildung der Bergketten, die nach Rudzki 1,6 Proz. der Erdoberfläche bedecken. Folglich hat der Erdradius sich um 0,8 Prozent zusammengezogen, entsprechend einer Abkühlung von etwa 300 Grad, wozu etwa 2000 Millionen Jahre erforderlich wären. In allerjüngster Zeit hat der berühmte Physico-Chemiker Rutherford das Alter von Mineralien auf Grund ihres Heliumgehaltes bestimmt und die seit der Bildung der beiden Mineralien Fergusonit und Thorianit verflossene Zeit auf wenigstens 400 Millionen Jahre berechnet.

Verkehrswesen.

Das Railophon. Es gibt ein Gebiet, auf dem die Bestrebungen und Versuche der Ingenieure stets sicher sein können, das allgemeinste Interesse zu finden, das ist das Verkehrswesen. Trotz Flugschiffen, Aeroplanen und drahtloser Telegraphie hat aber ein Sondergebiet der Verkehrstechnik seine bevorzugte Stellung im Interesse des Publikums behauptet, das ist das Eisenbahnsicherungs-wesen. Kein Wunder, denn die Gesundheit und das Leben vieler Tausender hängt alltäglich vom prompten Funktionieren der Signale ab.

Im vergangenen Jahr konnte an dieser Stelle über die günstigen Erfolge berichtet werden, die eine kanadische Bahngesellschaft mit einem Sicherungsverfahren erzielt hatte, das auf der Verwendung der drahtlosen Telegraphie beruhte. Jetzt tritt ein Deutsch-Engländer mit einer Einrichtung hervor, die von jener im Prinzip durchaus versch. aber in der Anordnung doch ziemlich ähnlich ist. Vor allen Dingen haben beide Systeme das gemeinsame, daß die Übermittlung des Signals an den Zug auf rein elektrischem Wege erfolgt, daß also keinerlei mechanische Übertragung zu Hilfe genommen wird.

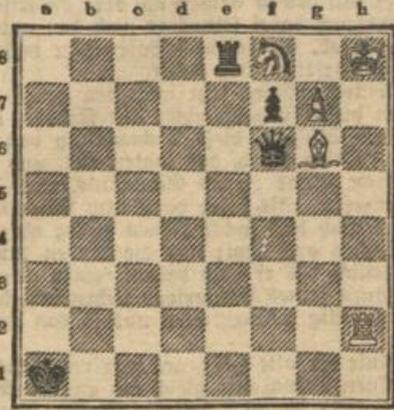
Die neue Erfindung verwendet die elektromagnetische Induktion, wie sie wohl jeder vom Funkeninductor oder noch besser vom Telephon her kennt. Ja im Grunde genommen ist diese Einrichtung nur ein ins Riesige vergrößertes Telephon. Zwischen den Schienen liegt eine Drahtschleife, die mit einem Mikrophon, Fernhörer und Umschalter verbunden ist. Ebenso ist um den Wagen eine Spule in vertikaler Richtung gewunden, die mit denselben Apparaten ausgestattet ist. Wie sich später zeigte, ist es von Vorteil, zwei solcher Spulen zu verwenden, die unter den Trittbrettern liegen. Dabei kann man den festen Draht sogar als Kabel neben das Gleis legen, 0,5 Meter unter die Erdoberfläche, ohne daß die Verstärkung gestört wird. Es gelang damit, zwischen dem Streckenwärter und dem Zugführer regelmäßige Gespräche zu führen, wobei es nicht einmal schadete, daß der Zug eine Geschwindigkeit von über 80 Kilometer in der Stunde hatte.

Zum gewöhnlichen Signaldienst war das Verfahren aber noch nicht zu verwenden, da sonst stets ein Mann am Telephon sitzen müßte. Die Telephonströme wiederum sind viel zu schwach, um irgendwelche Arbeit verrichten zu können, also etwa einen Elektromagneten zu betätigen, der die Bremse anzieht und dergleichen. Daher mußte noch ein empfindliches Relais konstruiert werden, das auf diese schwachen Ströme anspricht und seinerseits wiederum einen stärkeren Strom betätigt, der imstande ist, Arbeit zu leisten. Ein solches Relais könnte z. B. aus einem Elektromagneten bestehen, der einen Anker anzieht, dessen Bewegung durch einen Starkstrom geschlossen wird.

Nachdem ein zweckdienliches Relais konstruiert worden war, konnte der Erfinder daran gehen, ein vollständiges Signalsystem auszuarbeiten, das ausschließlich elektrisch und vollautomatisch arbeitete. Die Einrichtung ist dann dezentriert getroffen, daß nicht nur das Signal in der „Halt“-Stellung verriegelt ist, solange sich ein Zug auf der Strecke befindet, sondern es wird auch ein Zug, der das Signal überfährt, sofort zum Stehen gebracht. Vergißt der Streckenwärter, hinter einem in die Blockstrecke eingefahrenen Zuge das Signal auf Halt zu stellen, so besorgt dies der Zug automatisch. Und sollte es einmal vorkommen, daß zwei Züge auf einer Strecke gegeneinander fahren, so werden beide sofort durch Auslösen der Bremsen zum Stehen gebracht. Fügt man noch hinzu, daß der Streckenwärter im Gefahrfalle jeden Zug sofort anhalten oder auch während der Fahrt in telephonische Verbindung mit dem Zugführer treten kann, so ist nicht zu bestreiten, daß dies System ungenügend vielseitig verwendbar ist. Seiner ganzen Anlage nach eignet es sich wohl in erster Linie für Strecken mit sehr dichtem Verkehr, namentlich Schnellverkehre.

Schach.

Unter Leitung von S. Klavin.
Trayler.



Weiß am Zuge macht Remis.

3. g8d?, T×S verliert; 3. T×S Pat.

Die Vortellung des neuen Buches von Dr. Zarrasch ist von uns irrtümlich angegeben worden. Es heißt vielmehr: „Die moderne Schachpartie“. Es ist vom Verfasser (Rürnberg, Kirtler Straße 62) für 10,30 M. (!) portofrei zu beziehen. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß die Glossierung der Partien in derselben Art vorgenommen ist, wie in seinen „300 Partien“ und gibt selbst hierzu nachstehendes „Probekind“:

Damengambit.

N. Leichmann. 1. Duz-Chofimischl.
Vom Meisterturnier in Prag.

- 1. d2-d4 d7-d5
- 2. c2-c4 e7-e6
- 3. Sb1-c3 e7-e5
- 4. e2-e3

Wei 4. cd5, ed5; 5. de5, d4; 6. Sa4, b5 (Zeichmann); 7. cb6, ab6; 8. b3 gewinnt Weiß einen Bauer. Der Angriff, den Schwarz hierfür erlangt, scheint nicht sonderlich bedrohlich zu sein. 8. D.: 8. b5; 9. Sb2, Lb4; 10. Ld2, Le3; 11. De2 mit der Drohung De2-e4×a8; oder 8. Sf8; 9. Sf3, Se6; 10. g3, Se4; 11. Lg2, Lb4; 12. Sd2 zc.

- 5. Sg1-f3 Sg8-f6
- 6. a2-a3 a7-a6

Nach Dr. Zarrasch ist 6. Ld6 stärker (wegen 7. de5, L×e5; 8. b4, Ld6; 9. Lb2, a5 zc.). Wie aus unserer zweitnächsten Glosse ersichtlich, konnte aber Schwarz auch mit dem Zetzuge die letzte Stellung erlangen.

- 7. d4×c5 Lf8×c5

Die Stellung (?) nach 7. d×c4 nennt Zarrasch „höchst stumpfsinnig“. Damit ist wohl gemeint, daß Spieler „ohne Phantasie es dann schwer hätten, angriffsverheißende Entwicklungen herbeizuführen. Jedoch nach 8. Dd1-c2, Lf8×c5; 9. Lf1×c4, 0-0 (9. b5? 10. S×b5!); 10. b2-b4, Le5-d6 (oder 10. Le7; 11. Lb2, b5; 12. La2 zc.); 11. Sc3-e4 zc. ist die Partie sehr lebhaft.

- 8. b2-b4 Le5-d6
- 9. Le1-b2 d5×c4!

Mit 9. a5? konnte Schwarz noch immer die obige, von Dr. Z. empfohlene Stellung identisch genau herbeiführen, die nach ihm die Spielweise von Weiß gar „ad absurdum“ geführt hätte. Aber warum denn? ... Nach 10. b5, Se5; 11. c×d5, e×d5; 12. Le2 zc. hätte doch Weiß ein schönes, wohlgeordnetes Spiel! ...

- 10. Lf1×c4 b7-b5
- 11. Le4-d3 Le8-b7
- 12. 0-0

Dr. Z. macht auf Se4 aufmerksam und behauptet, die Züge Se4 bezw. Se5 bildeten den „Schlüssel“ der richtigen Spielführung für beide Teile in dieser angeblich „oft wiederkehrenden“ (...)

Position, so daß der, der diesen Springerzug zuerst mache, hiermit auch in „Vorteil“ käme. Dies ist etwas zu weit gegriffen. 8. D.: 12. Se4, S×S; 13. L×S, De7 (droht L×b4); 14. L×g7?, Tg8; 15. Le3, f5; 16. L×Sf, L×L; 17. 0-0, Td8; 18. De2, Db7 zc. Im Vorteil wäre Schwarz. ...

12. Sc6-e5
Schwarz macht den „Schlüsselzug“ und sollte hiermit also wenigstens nach Dr. Z. in „Vorteil“ kommen. Stehe jedoch Glosse zum 21. Zuge von Schwarz! ...

13. Sf3×e5 Ld6×e5
14. Dd1-e2 0-0
15. Ta1-d1 Dd8-e7
16. f2-f4
Nach Dr. Z. erzwungen. Jedoch auch Sb1 oder Sa2 oder 15. Sa4! war möglich.

16. Le6-e7
17. e3-e4 Le7-b6†
18. Kg1-h1 Tf8-d8
19. Ld3-b1 Ta8-c8
20. Td1×d8† De7×d8
21. Tf1-d1
Dr. Z. tadelt den Zug und empfiehlt 21. a4.

21. Dd8-e7
Trotzdem Schwarz nach Dr. Z. tadellos gespielt hat und nur Weiß von ihm getadelt wurde, erklärt er jetzt im Widerspruch zu seiner obigen Behauptung das Spiel für „annähernd gleich“! ...

22. e4-e5
Mit Recht weist hier Dr. Z. auf 22. h3! hin. (Weiß stünde dann nämlich gut.)
22. Sf6-d5
23. Sc3×d5 Lb7×d5
24. De2-g4
Wastan! ... 24. Le4! war gebotene Vorsicht.
24. De7-b7

25. f4-f5?
Ein Fehler aus Zeitnot. 25. h3! und, falls 25. ... Le4, so 26. De2 war am Platze.
25. Tc3-c4
26. Dg4-g3 Tc4-f4!
27. f5-f6 g7-g6
28. Lb1-a2 Tf4-f2!
29. La2×d5 Db7×d5!
Die Unterlassung von h2-h3 rächt sich.
30. Td1-c1 Tf2×b2
Aufgegeben.